

Tagungszusammenfassung

Christoph Raedel

Die Tagung zum Thema „Friedenstheologie und Friedensengagement in den Freikirchen“ hat uns in unruhigen Zeiten zusammengeführt. Während wir miteinander den wissenschaftlichen Austausch pflegen, spitzen sich die Ereignisse in der Ukraine, genauer: auf der Halbinsel Krim, im Zusammenhang mit dem dort angesetzten Referendum zur Eingliederung in Russland zu. Fast schon wieder ganz in den Hintergrund getreten ist der blutige Bürgerkrieg in Syrien, der bereits mehr als 100.000 Leben gekostet und Millionen von Menschen zu Flüchtlingen gemacht hat. Die „Friedensfrage“ ist niemals nur eine akademische Frage, sie berührt zutiefst existentielle Erfahrungen, die über Leben und Tod von Menschen entscheiden, die nach Gottes Bild erschaffen sind.

Unsere Tagung hat Fachvertreter verschiedener Freikirchen zu Wort kommen lassen, die – zumeist in historischer Perspektive – die Entwicklung der Position und des Engagements ihrer Kirche bzw. Gemeinschaft nachgezeichnet haben. In einer Podiumsdiskussion ist uns die Situation in der DDR als zweiter Diktatur auf deutschem Boden vor Augen geführt worden, in der die Einheiten der „Bausoldaten“ – also der keine Waffen tragenden Einheiten in der Nationalen Volksarmee – Christen verschiedenen Bekenntnisses zusammenführte. Wir hörten außerdem von der Soldatenarbeit der Freikirchen und davon, wie sich aus christlicher Sicht der Dienst der Bundeswehr als Friedensdienst verstehen lässt. Insgesamt hat die Tagung stärker militärkritische Perspektiven erkennen lassen als die des Friedensdienstes in Uniform. Man mag dieses Ungleichgewicht unterschiedlich bewerten, sicherlich aber ist es repräsentativ für gegenwärtige Tendenzen im Friedenszeugnis der Freikirchen, zumindest, was deren offizielle Vertreter angeht.

Ich hatte zu Beginn der Tagung fünf Fragen formuliert, von denen ich mir näheren Aufschluss durch die Beiträge und Aussprachen erhofft habe. Ich möchte diese Fragen nun zum Abschluss noch einmal benennen und mit dem Versuch einer Antwort den Ertrag dieser Tagung sichern helfen.

1. Welche Entwicklungen lassen sich, wenn wir die Geschichte der Freikirchen (in Deutschland) überblicken, erkennen und wodurch sind sie bedingt?

Ein Vergleich der Beiträge aus den verschiedenen Freikirchen zeigt zunächst einmal, dass die Beurteilung von Krieg und Frieden eng verwoben ist mit der Grundhaltung der Kirchen gegenüber der (jeweiligen) staatlichen Gewalt. Es ließ sich erkennen, dass sich für keine der hier thematisieren Gemeinschaften eine geschichtlich unveränderte Position beschreiben lässt. Vielmehr wirkten die gesellschaftlichen Verhältnisse, v. a. konkre-

te Kriegsereignisse und nationale Stimmungen, deutlich auf die von den Freikirchen formulierten Stellungnahmen ein. Bei genauerer Betrachtung lässt sich folgendes Spannungsfeld beschreiben: (1) Die Kirche Jesu Christi ist kein nationales, sondern ein supranationales Gebilde. (2) Freikirchen sind zwar frei von staatlicher Einflussnahme, sie sind aber nicht dispensiert von dem Gehorsam gegenüber der Autorität des jeweiligen Staates, gemäß der Anordnung Gottes in Römer 13. In historischer Perspektive lassen sich sowohl Tendenzen zeigen, diese Spannung in die eine Richtung, wie auch Tendenzen, diese in die andere Richtung aufzulösen. Das 19. Jahrhundert sowie insbesondere die Zeiten des Ersten und Zweiten Weltkrieges lassen sich in vielen Freikirchen als Phasen nationaler Begeisterung beschreiben (vgl. Licht für Mennoniten und Raedel für Methodisten), wobei insbesondere der Zweite Weltkrieg die Freikirchen entlang nationaler Loyalitäten polarisierte. Dies wurde auch für die Adventisten (Teubert) und – schwächer gleichwohl – bei der Heilsarmee (Schollmeyer) sichtbar. Das Bewusstsein, sowohl dem theologischen Selbstverständnis als auch der Organisationsstruktur nach supranational zu sein, war in den Freikirchen durchaus vorhanden und machte sich auch immer wieder vernehmbar. Zu dem die Friedenstheologie und das Friedensengagement der Freikirchen prägenden Moment wurde dieses Verständnis jedoch erst im Gefolge des Ersten, nachhaltiger dann des Zweiten Weltkrieges. Danach wächst erkennbar die Bereitschaft, auch in Widerspruch zum eigenen Staat zu treten und gegebenenfalls auch gegen die eigene Regierung Stellung zu beziehen. Seit den 1960er Jahren lässt sich zudem eine weitere Entwicklung konstatieren. In den Blick rückt nun zunehmend der Zusammenhang zwischen Gerechtigkeit und Frieden. Hier wird greifbar, dass auch in Zeiten der Blockkonfrontation nicht nur ein Ost-West-Konflikt, sondern zugleich ein Nord-Süd-Konflikt bestand, der nur zu lösen war, wenn erkannt würde, dass es keinen Frieden geben kann ohne eine Überwindung der gravierenden sozialen Ungerechtigkeiten, wie sie im globalen Maßstab bestehen (eine lokale mennonitische Initiative bei Basso).

Fragt man nach den Bedingungen für die hier angedeuteten Entwicklungen, dann wird zum einen deutlich, dass die Ablehnung des Krieges als einem Übel mit der Erfahrung grausamer Kriege und massiver Unrechthandlungen wächst. Wir haben es hier mit einem bitteren Erfahrungslernen zu tun. Die Einsicht in den supranationalen Charakter der Kirche dürfte dadurch gestärkt worden sein, dass im 20. Jahrhundert die Weltgemeinschaft aufgrund sowohl der Entwicklung weitreichender Atomwaffen als auch durch die rapide Zunahme von Waren- und Informationsströmen näher zusammengerückt ist. Nicht zu vergessen ist, dass die genannten Entwicklungen auch die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen verändert haben. Nicht nur Kirchen sind sich ihrer Internationalität bewusst geworden, auch das Rechtsgefüge hat sich mit der Implementierung von Institutionen des Völkerrechts stärker internationalisiert.

2. In welchem Verhältnis stehen Christusbefolgung und Friedensverantwortung, also der Ruf zum Glauben und der Weg des Glaubensgehorsams?

Für die erwecklich geprägten Freikirchen lässt sich summarisch behaupten, dass für sie dem Selbstverständnis nach Theologie und Ethik, Rechtfertigung aus Glauben und der Gehorsam des Glaubens in einem Leben der Heiligung, zwar zu unterscheiden, aber nicht zu trennen sind. Zuspruch und Anspruch des Evangeliums von Jesus Christus lassen sich nicht voneinander scheiden, so dass der Glaube darauf drängt, im Leben christlicher Gemeinden Gestalt zu gewinnen. Die Beiträge der Tagung bestätigen diesen Befund. So ist in der mennonitischen Tradition dieser Zusammenhang sehr konkret auf seine Konsequenzen für die Frage der Gewaltfreiheit hin bedacht worden. Dabei wuchs die Einsicht, dass Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi als die von der Macht der Gewalt befreiende Tat der Versöhnung durch Gott zu verstehen ist (Enns). Von daher ist der Grundsatz des gewaltfreien Widerstehens für Mennoniten wichtig, wenn auch nicht durchgängig in der Geschichte beachtet worden (Lichdi). Sehr eng wird der Zusammenhang von Glaube und Tat auch in der Heilsarmee betont. Das Leben des Heilsarmisten ist ein Kampf gegen die Sünde, gegen das sich in der Welt manifestierende Böse (Schollmeyer). Dabei gilt es, Gott und nicht einem bestimmten Staat gehorsam zu sein – eine Überzeugung, die immer wieder patriotischen Stimmungen zuwiderlief.

Eindrücklich sind diesbezüglich auch die Darlegungen aus adventistischer Perspektive. Wurde auch die Frage des Waffendienstes dem Gewissensentscheid des einzelnen Adventisten überlassen, so verstand man doch die Heiligung des Sabbats als unverzichtbarer Ausdruck des Gehorsams gegenüber dem Gebot Gottes (Teubert). Dies führte in der Diskussion zu der Frage, ob hier nicht das Gebot der Sabbatheiligung über das Tötungsverbot des Dekalogs gestellt wurde. Entscheidend bleibt aber die Einsicht, dass auch in der adventistischen Tradition der Glaube im Leben des Christen Gestalt gewinnen muss. Das hat auch der Methodismus stets betont, erlag jedoch in bestimmten Phasen und Kontexten der Gefahr, das Wachsen in der Heiligung entweder mit säkularen Fortschrittsidealen zu verwechseln oder die Heiligung ausschließlich auf die Sphäre der persönlichen Lebensführung zu beziehen und so den Weltbezug einer sozial verstandenen Heiligung zu verlieren (Raedel). Schließlich bleibt festzuhalten, dass freikirchliche Christen, die zum Militär eingezogen wurden oder als Berufssoldaten freiwillig dienten, sich dazu berufen sahen, unter den Soldaten Jesus Christus in Wort und Tat zu bezeugen (Zunke) und gläubige Soldaten in Bibelkreisen zu sammeln (Dost). Auch in ihrem Verständnis befreit der Militärdienst nicht davon, aus Glauben zu handeln und der Sendung Jesu Christi gehorsam zu sein.

3. Welche Bedeutung hat in den Freikirchen in der Begründung ihrer friedensethischen Positionen der Rekurs auf die biblische Überlieferung, welche der Rekurs auf die menschliche Vernunft und Erfahrung?

Freikirchen gelten weithin als Gemeinschaften, denen die reformatorische Betonung des Schriftprinzips (*sola scriptura*) besonders wichtig ist. Viele Freikirchen sehen – unter Ablehnung von „Bekennnistexten“ – allein in der Bibel die Norm christlichen Lehrens und Lebens. Um so ernüchternder muss der Befund dieser Tagung lauten, wonach das Bemühen um eine dezidiert biblisch-theologische Begründung friedensethischer Grundüberzeugungen in den Freikirchen erstaunlich gering ausgeprägt ist, wenn es auch Anzeichen positiver Entwicklung gibt. So wurde darauf hingewiesen, dass Catherine Booth die Position der Heilsarmee eher pragmatisch begründete, biblische Motive wirken mehr nachgeschoben als grundlegend (Schollmeyer). Auch die adventistischen Überzeugungen wirken nur knapp biblisch begründet. Argumentiert wird weithin mit dem Alten Testament, wobei im Zentrum die Frage steht, wie sich der Militärdienst eines Adventisten, so es dazu kommt, zum Gehorsam gegenüber dem vierten und sechsten Gebot verhält (Teubert). In den methodistischen Stellungnahmen zu Krieg und Frieden sind bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts tragfähige biblisch-theologische Begründungen kaum zu finden, erst in jüngeren Äußerungen wird einem solchen Begründungsweg größere Aufmerksamkeit zuteil (Raedel). Selbst bei den Mennoniten, die traditionell an die Bergpredigt anschließen, lässt sich im 19. und 20. Jahrhundert ein theologischer Substanzverlust feststellen (Lichdi).

Aufs Ganze gesehen ist dieser Befund einigermaßen erschreckend. Wenn ich unter Frage 1 bereits feststellte, dass die Entwicklungen in Fragen der Friedensethik und des Friedensengagements in starkem Maße durch äußere Umstände und Einflüsse bestimmt waren, dann finden wir hier die spiegelbildliche Entsprechung zu dieser Beobachtung. Die Kategorien der menschlichen Erfahrung und der Vernunft werden maßgeblich, während das biblische Zeugnis an Orientierungskraft verliert. Wie kann das sein? Nähere Untersuchungen dazu scheinen mir dringend geboten, ich muss es hier bei einigen Mutmaßungen belassen. a) Der in den erwecklichen Freikirchen betonte Begriff der Erfahrung ist ein schillernder, missverständlichen Deutungen und Verwendungen gegenüber wenig geschützter Begriff. Wird der Begriff zu eng gefasst im Sinne einer inneren, geistlichen Erfahrung, kann er seinen Weltbezug verlieren, wird er zu weit gefasst, im Sinne der Erfahrung des Wirkens Gottes in der Weltgeschichte, wird leicht seine christologische Rückbindung preisgegeben. Die Anthropologie braucht die Einbindung in den Horizont einer trinitarisch konzipierten Gottes- bzw. Offenbarungslehre. b) Wendet man unter dem Vorzeichen des Christusgehorsams der Welt den Rücken zu (Weltabsonderung), wächst die Gefahr, dass die so ab-

gelehnte Welt unterschwellig doch hineinschlüpft und sich – eher unbewusst – zur Geltung bringt. Gerade die Vorstellung, mit der Welt nichts zu schaffen zu haben, kann blind machen für die von ihr auf das eigene Selbstverständnis einwirkenden Einflüsse. Insofern bleibt die Reflexion des Verhältnisses von Glaube und Kultur, Nachfolge und Weltbezug eine vordringliche Aufgabe. c) In je unterschiedlich starkem Maße dürfte in den Freikirchen angesichts der Dominanz eines von Aufklärungsprämissen her bestimmten Umgangs mit der Bibel, bei dem die Texte lediglich als Zeugnisse menschlicher Erfahrungen gelesen werden, auch das Vertrauen geschwunden sein, die biblischen Texte noch als maßgeblich und begründungsleitend anzunehmen. Weder die Übernahme dieser Prämissen noch die Rückkehr auf einen „vorkritischen“ Bewusstseinsstand dürften hier verheißungsvoll sein. Vielmehr setzt der Bezug auf die Bibel im Sinne biblisch-theologischer Urteilsbildung eine Hermeneutik des Vertrauens voraus, die von der Offenheit für das Hören auf Gottes Reden in diesen geschichtlichen Texten getragen ist.

4. Welche Würdigung fanden (und finden) in den Freikirchen Praktiken des gewaltfreien Friedensstiftens, welche der Dienst des Soldaten, und inwiefern kommt dem gesellschaftlichen Kontext Bedeutung für diese Einschätzungen zu?

Freikirchen sind Kinder der Moderne und das zeigt sich auch in der Art und Weise, wie der Friedensdienst der einzelnen Christen gewürdigt wird. Wir haben bei nahezu allen Beiträgen heraushören können, dass eine wie auch immer formulierte Stellungnahme der Kirchen zum Militärdienst die persönliche Gewissensentscheidung der Mitglieder erwartete und respektierte. Wir hörten von Beispielen dafür, dass der Pazifismus im *Grundsatz* – wie er sich z. B. bei Adventisten und Methodisten im 20. Jahrhundert abzuzeichnen begann – nicht notwendig zu Maßnahmen der Gemeindedisziplin führte, wo ein Mitglied an der Waffe diente. Auf der *konzeptionellen* Ebene wirken die Stellungnahmen widersprüchlich, wonach Krieg unvereinbar ist mit der Lehre Jesu Christi, und die Bereitschaft, Christen, die als Soldaten dienen, zu unterstützen und zu begleiten. *Praktisch* ist dieser Widerspruch zumeist ausgehalten worden, indem das Friedensanliegen betont wurde und gleichzeitig Soldaten begleitet worden sind.

Auch in dieser Spannung kommen die Anliegen zum Tragen, der staatlichen Gewalt den Gehorsam nicht früher zu versagen als unbedingt nötig, und den Gemeinden, in denen es eben auch Soldaten gibt, zu dienen. Dabei ist nicht zu übersehen, dass überall dort, wo der Staat – aus welchen Gründen auch immer – Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen die Möglichkeit eines – unbewaffneten – Ersatzdienstes eröffnet, zumindest die Empfehlung ausgesprochen wurde, diese Form des Friedenszeugnisses zu wählen.

Wo Freikirchen sich in organisierter Weise der Soldatenarbeit annahmen, stand diese lange Zeit unter dem Primat des Anliegens, auch unter den Soldaten Jünger für Jesus Christus zu gewinnen und die im Militär dienenden Christen seelsorglich zu begleiten und geistlich zu stärken (Zunke). Diese Aufgabe konnte am glaubwürdigsten durch Christen ausgeübt werden, die selber Soldaten sind. So kommt auch hier das auf Evangelisation und Gemeinschaftspflege ausgerichtete Selbstverständnis der Freikirchen zum Ausdruck. Alle Bereiche der Gesellschaft, eben auch die Armee, sollen mit der Botschaft Christi durchdrungen werden, der einen Frieden zu bringen verheißt, der menschliches Tun und Denken übersteigt. Schließlich ist deutlich geworden, dass Kriege, wie immer sie im Einzelnen auch beurteilt wurden, als Bewährungsfeld dafür galten, dass Christen den Notleidenden mit Werken der Barmherzigkeit beistehen.

So lässt sich im Ganzen festhalten, dass die unterschiedlichen Formen des Friedensdienstes, wie Christen auch in Freikirchen ihn verstanden, durchaus Würdigung erfuhren, jedoch nicht immer – und auch heute nicht – in gleichem Maße und in einer konzeptionell nicht immer ganz widerspruchsfreien Weise.

5. Welche Bedeutung hat die ökumenische Bewegung, welche die Globalisierung, hier verstanden als Entwicklung einer Weltgesellschaft, für die (Weiter)Entwicklung freikirchlicher Friedenstheologien?

Es scheint unverkennbar deutlich, dass die in Frage 1 angesprochenen Entwicklungen in einem weiteren Horizont betrachtet werden müssen. Die Friedensbemühungen der ökumenischen Bewegung, und hier nicht zuletzt des Konziliaren Prozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, sind von freikirchlichen Theologen und Laien mitgetragen worden und haben dann ihrerseits auf die eigenen Freikirchen zurückgewirkt. Das Friedensengagement in den Freikirchen ist heute mit großer Selbstverständlichkeit ökumenisch offen (Basso für die Mennoniten). Wo Christen sich in konkrete geschichtliche Herausforderungen gestellt sahen, da traten Differenzen der Benennung zurück (so die Podiumsteilnehmer zu Bausoldaten in der DDR). Auf ihre Weise lassen sich auch Soldatenbibelkreise als ökumenische Projekte verstehen, fragen sie doch nicht danach, ob und wenn ja, aus welcher Kirche die Teilnehmer kommen (Dost).

Den globalen Kontext für die Entwicklung friedensethischer Positionen und Projekte bilden wachsende, die ganze Menschheit angehende Bedrohungen, wie die durch Atomwaffen (die insgesamt in den Ausführungen dieser Tagung zurücktraten) oder die Zerstörung der Umwelt. Auch globale Ungerechtigkeiten sind stärker in den Blick gerückt. So ist durch das Zusammenrücken der Menschheit die Wahrnehmung dessen, was im globalen Maßstab, und was am anderen „Ende“ der Welt geschieht, größer geworden. Transnational organisierte Kirchen sind für die Aufgabe, solche Wahr-

nehmungen zu ordnen, zu interpretieren und Aktionen zu implementieren, zumindest im Grundsatz gut aufgestellt.

Ich schließe: Alle Programmatik, aller Aktionismus, aus welchen Motiven auch immer, greifen zu kurz, wenn vergessen wird, dass diese Welt nur verändert werden kann durch Menschen, die selber bereit sind, sich verändern zu lassen von der erneuernden Kraft des lebendigen Gottes, der sich dieser Welt in Jesus Christus bezeugt und im Heiligen Geist gegenwärtig bleibt. Nur mit von Gottes Geist geöffneten und seinem Wort erleuchteten Augen ist zu erkennen, dass das Ringen um Frieden, in dem wir stehen und uns mühen, ein geistlicher Kampf ist. Diese Dimension auszublenden, heißt der Abgründigkeit des Bösen und der Zukunftsmacht Gottes nicht gerecht zu werden. Dass dieser Kampf auch mitten durch uns hindurch gehen kann, lässt zurückschrecken vor vereinfachenden Feindbildern. Am Auftrag des Friedefürsten Jesus Christus für seine Gemeinde ändert das nichts. Wir sollen selbst Werkzeuge des Friedens werden, anders gesagt: die Stadt auf dem Berg, die nicht verborgen bleiben kann. Ich möchte dieses Anliegen in die Worte eines Gebets fassen, das lange Zeit Franz von Assisi zugeschrieben wurde, auch wenn es, wie wir heute wissen, nicht von ihm stammt, sondern erstmals im frühen 20. Jahrhundert in der Normandie begegnet:

Oh Herr, mache mich zu einem Werkzeug Deines Friedens.

Dass ich Liebe übe, da wo man mich hasst;

dass ich verzeihe, da wo man mich beleidigt;

dass ich verbinde, da wo Streit ist;

dass ich die Wahrheit sage, da wo Irrtum herrscht;

dass ich den Glauben bringe, wo Zweifel ist;

dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält;

dass ich Dein Licht anzünde, wo die Finsternis regiert;

dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.

Ach Herr, lass mich trachten:

nicht, dass ich getröstet werde, sondern, dass ich tröste;

nicht, dass ich verstanden werde, sondern, dass ich verstehe;

nicht, dass ich geliebt werde, sondern, dass ich liebe.